

Hertie-Neubau am Würzburger Mainka: Kaufhaus, Kaserne, Kloster, Gefängnis?

stern, durch weiße Sprossen unterteilt. Die Schneider-Kaufhäuser in Freiburg und Ettlingen verpackte der Karlsruher Architekt und Anpassungskünstler Heinz Mohl, der unlängst auch einen Wettbewerb in Lüneburg gewann: mit dem Vorschlag, den Kaufhaus-Komplex mit einer Reihe von scheinbar schmalen Giebelhäusern zu garnieren.

Karstadt in Wolfenbüttel versteckt sich hinter Fachwerk, verschieferten Brüstungen und Betonreliefs mit Schriftbändern in Plattdeutsch — an diesem Bau findet jeder seinen Beitrag wieder, vom Denkmalspfleger über das Stadtbauamt bis zur Bauabteilung des Konzerns.

Der plötzliche Hang zur Camouflage bei den Konsumburgen entstand aus sehr handfesten wirtschaftlichen Motiven: Die Konzerne sahen sich genötigt, ihr angeschlagenes Image aufzumöbeln.

In einem Vierteljahrhundert ungezügelter Wachstums hatten die Handlungsgiganten mühelos ihre Niederlassungen über die Innenstädte verteilt — je Konzern mit Verkaufsflächen von annähernd einer Million Quadratmeter (bei Karstadt noch darüber).

Auch 1979 machten die Konzerne noch Umsätze von acht Milliarden (Kaufhof) oder mehr als neun Milliarden Mark (Karstadt). Doch das leichte Geschäft der goldenen Sechziger war vorbei. Die Kunden zeigten sich kaufhausmüde.

Waren des täglichen Bedarfs holten sie sich zunehmend bei den Billiganbietern. Güter des gehobenen Bedarfs kauften sie im Fachgeschäft. Die Aktien der Gemischthäuser fielen. Hertie geriet in rote Zahlen. Karstadt mußte die Dividende kürzen. Die Konzerne bekamen, wie Horten-Vorstandssprecher Bernd Hebbing konstatierte, die Quittung für die „Sünden aus der Zeit der starken Expansion“.

Die aufgeblähten Unternehmen mußten sich gesundschumpfen. Unrentable Häuser wurden und werden

geschlossen. Die Firmen modernisierten ihre Niederlassungen, brachten Glanz und Eleganz in die Häuser, mit Trendshops und Feinkostabteilungen, mit Luxuswaren wie Antiquitäten und Juwelen, Pelzen und teuren Parfüms — und sie änderten ihr Bau-Konzept.

Offenkundig war es die Sehnsucht nach Behaglichkeit, was die Konsumenten in die Fummel-Boutiquen und zum Flohmarkt-Schnörkel trieb. Konsequenz setzten auch die Bauabteilungen der Warenhäuser auf Nostalgie. Sie strebten weg vom Einheitslook und, so Hertie, „mehr zu einer standortspezifischen Gestaltung“ hin.

Sie taten es mit der gleichen Gründlichkeit, mit der sie einst ihre Container ins Stadtbild geklotzt hatten — diesmal mit Giebeln und geneigten Dächern bis zur Selbstverleugnung.

Dankbar wurden vorhandene Altbauten integriert, wie etwa in Baden-Baden, wo die Gründerzeit-Fassade vom „Zähringer Hof“ der Horten AG nun das Image solider, gestandener Bürgerlichkeit verleiht.

Bei ihren Um- und Neubauten schmücken sich die Kaufhaus-Konzerne gern mit großen Namen. So durfte der Münchner Architekt und Kreisheimatpfleger Alexander Freiherr von Branca Herties Würzburger Attrappe errichten. Für ein Einrichtungshaus in Braunschweig war dem Karstadt-Management ein Entwurf des Kölner Kirchenbauers Gottfried Böhm gerade gut genug. Allerdings: Die Verkaufsräume bleiben tabu für die Reißbrett-Meister; deren Gestaltung obliegt den Verkaufspragmatikern der Konzerne, streng nach Firmennorm.

Die Diskrepanz zwischen schönem Schein und schnödem Sein entdeckte der Architekturprofessor Julius Posener auch an dem modischen Wertheim-Bau am Berliner Kurfürstendamm. „Große Fanfare“, fand er — aber nichts dahinter. Zitat einer Kundin: „Kommste rein, biste in Neukölln.“

FORSCHUNG

Wunderbare Ruhe

Psychologen und Schlafforscher untersuchen das „luzide“, hellsichtige Träumen, das vom Bewußtsein kontrolliert wird. Manche behaupten, es lasse sich trainieren.

Die Traumszene schien wie aus einem Horrorfilm. Der Schläfer fand sich in ein bedrohliches Kampfgetümmel verwickelt. Ein pockennarbiger Hüne packte ihn und hielt ihn eisern im Griff. Schon fühlte der Träumer seine Kräfte und die Chance schwinden, heil davonzukommen.

Da plötzlich traf den bedrängten Kämpfer ein rettender Erkenntnisblitz: Alles nur Traum — und damit war er augenblicklich Herr der Lage. Locker hielt der Träumende die Pranken des Riesen und sprach begütigend auf ihn ein. Wie durch Zauber legte sich auch der Tumult ringsum. Der Schläfer erwachte „mit einem Gefühl wunderbarer Ruhe“.

So etwa schildert der amerikanische Psychophysiologe Stephen LaBerge ein Traumerlebnis von besonderer Qualität: Es gehört, in der Terminologie der Wissenschaftler, in die Kategorie der sogenannten luziden (= hellen, durchsichtigen) Träume — gleichsam eine Begegnung der dritten Art mit den Kräften des Unbewußten.

Beim luziden Träumen, so haben die Schlafforscher nachweisen können, spielt der Schläfer nicht die gewohnte Rolle des willenlosen Statisten im nächtlichen Hirnkino. Er übernimmt vielmehr, als Hauptdarsteller, auch die Funktion des Dramaturgen und Regisseurs, wobei er dafür sorgt, daß die Traumhandlung möglichst auf ein Happy-End hinausläuft.

Derartige Machtfülle, so die Erkenntnis der Schlaf-Experten, fällt den

Luzid-Träumen zu, sobald sie sich, ohne zu erwachen, im Traum vergegenwärtigen, daß sie nur träumen. Und nach Ansicht von LaBerge kann diese Fähigkeit mit Hilfe geeigneter Trainingsmethoden sogar erlernt werden.

LaBerge, Traumforscher an der Stanford University in Kalifornien, hat ein entsprechendes, unter anderem auf Autosuggestion beruhendes Verfahren entwickelt und an sich selbst erprobt. Rund 400 luzide Träume hat er innerhalb von drei Jahren angeblich auf diese Weise zustande gebracht und dabei, wie er begeistert feststellte, in seinem Traumreich eine wahre „Werkstatt der Kreativität“ aufgetan.

Mit seiner Vorstellung von der Schöpferkraft der Traumwelt folgt LaBerge einer Tradition, die vom Altertum bis in die Neuzeit reicht. So berichtete schon Aristoteles von kontrollierten Träumen; und Künstler wie Wissenschaftler bezeugten, daß im Traum nicht nur absurdes Theater stattfindet: Mozart etwa komponierte im Schlaf, der deutsche Chemiker August Kekulé fand träumend die Ringstrukturen der Benzol-Formel.

Auf den Punkt aber brachte erst Altmeister Sigmund Freud die Erkenntnis, daß die Träume eine eigene, wenn auch verschlüsselte Logik besitzen und bei der Lösung innerer Konflikte und Probleme mitwirken. In seiner „Traumdeutung“, zuerst erschienen um die Jahrhundertwende, beschäftigte er sich auch mit dem Phänomen der luziden, von ihm „hypermnestisch“ genannten Träume**.

Dabei schilderte er den Fall des Marquis d'Hervey de St. Denis: Dem war im Traum einst eine goldblonde Dame erschienen, die ihm bekannt vorkam, die er aber nach dem Aufwachen nicht identifizieren konnte. Doch als die Schöne in einem zweiten Traum erneut auftauchte und der Marquis diesmal dringlicher nachfragte, gab die Traumgestalt immerhin ein paar Hinweise; der Marquis gewann, wieder erwacht, die verlorene Erinnerung zurück.

Es schein, folgte Freud, als ob bei „hypermnestischen“ Träumen das Schlafbedürfnis geringer sei als der Wunsch, die eigenen Traumbilder zu beobachten und zu genießen.

Den Beweis allerdings, daß die Luzid-Träumer wirklich

schlafen und nicht etwa nur in einem halbawachen Dämmerzustand dahindösen, konnte Freud nicht antreten. Das gelang erst jenen Experten, die Anfang der fünfziger Jahre die Schlaf- und Traumforschung als experimentelle Laborwissenschaft etablierten.

Mit Hilfe von Meßgeräten, die etwa die Hirnströme, den Muskeltonus und die Augenbewegungen von Tiefschläfern registrieren, können die Fachleute seither exakt ermitteln, ob ihre Versuchspersonen schlafen und wann sie jeweils träumen. Luzide Träume, so zeigte sich, laufen wie normale Träume nicht im Halbschlaf, sondern im Schlaf ab.

In jüngerer Zeit haben Reiseberichte von Völkerkundlern das Interesse der Forscher an den Luzid-Träumen noch verstärkt. So begegnete etwa der Anthropologe Kilton Stewart in Malaysia dem Eingeborenenvolk der Senoi, das offenbar die Traum-Kontrolle seit je systematisch betreibt. Allmorgendlich muß die Senoi-Jugend zum Traum-Appell antreten und über gute wie schlimme Traumerlebnisse berichten. Zweck der Übung: Die Senoi-Kinder sollen lernen, ihre Träume zu steuern, und dabei immer versuchen, so Stewart, „ein positives Ende anzustreben“.

Dasselbe Ziel schwebt mittlerweile amerikanischen und britischen Forschern vor, die glauben, daß luzide Träume auch vielen westlichen Stadtneurotikern zu größerem Seelenfrieden verhelfen könnten.

Die Experten bemühen sich beispielsweise, durch bestimmte äußere Reize die Traum-Kontrolle der Schläfer zu fördern. Forscher LaBerge etwa



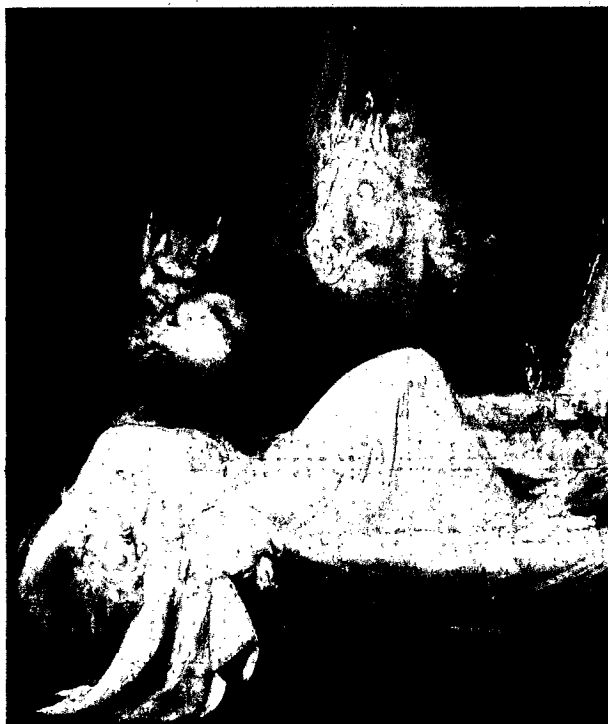
Traumforscher LaBerge
Regisseur im nächtlichen Hirnkino

läßt sich im Schlaflabor in seine Träume hineinreden: Sobald dort die Meßinstrumente eine Traumphase anzeigen, raunt sich LaBerge, via Tonbandansage, mit seiner eigenen Stimme ins Ohr: „Stephen, du träumst.“

Andere Wissenschaftler haben herausgefunden, daß Luzid-Träume überwiegend in den frühen Morgenstunden vorkommen. Die gesteuerten Traumerlebnisse dauern maximal sechs, im Durchschnitt zwei Minuten. Doch können die luziden Kurzfilme auch früher ablaufen — einen geeigneten Auslöser vorausgesetzt: Ein Beischlaf um Mitternacht, so notiert etwa die Traum-Expertin Patricia Garfield aufgrund eigener Erfahrungen, habe sich da zum Beispiel als förderlich erwiesen.

Eine Garfield-Kollegin, die US-Psychologin Rosalind Dymond Cartwright, hat inzwischen ein Therapie-Modell für geschiedene deprimierte Frauen entwickelt, die mittels bewußter Traum-Steuerung neuen Lebensmut schöpfen sollen. Traumforscher LaBerge geht es dagegen eher um ein gehobenes künstlerisches Traum-Niveau: Die Mehrzahl der „naiven“ Schläfer, meint er, träume nur kitschige „Melodramen“ im Stil seichter Hollywood-Filme — anstatt, schöpferisch gestaltend, im Schlaf „höhere Bewußtseins-ebenen“ zu erklimmen.

Wieweit LaBerge sein kritisches Traum-Bewußtsein bereits geschärft hat, illustriert er an einem Exempel: Auf der Flucht vor anonymen Widersachern klettert er im Traum wie eine



Alptraum in der Kunst*: „Werkstatt der Kreativität“

* „Die Nachtmahr“ von Johann Heinrich Füßli (1741 bis 1825).

** Von griechisch: hyper = übermäßig und mneme = Gedächtnis.

Zeichen der Zeit

Hallen,
die unter diesem
Zeichen entstehen, sind für
morgen konzipiert. Sie werden heute schon von
Astron-Vertragspartnern überall in Deutschland
errichtet. Und zwar so, daß sie auch übermorgen
noch stehen. Unser computer-optimiertes Pro-
gramm wird Sie gewiß interessieren. Um mehr
zu erfahren, geben Sie uns doch ein Zeichen!
Einfach diese Anzeige ausschneiden und unseren
Prospekt Nr. 2 S damit anfordern! Jetzt gleich!

Einfach ausschneiden. Mit Ihrer Anschrift versehen, an uns schicken!

ASTRON

HALLEN

Wir setzen ein Zeichen
im Hallenbau.

Astron Informations-Center
Deutschland Abteilung 2 S
Postfach 3 43 · 7000 Stuttgart 1
Telefon (07 11) 60 50 66



Die kleine Tasse Kaffee
**presso
presso**
nach dem Essen

klein
stark
schwarz

NEU von Nestlé
Bohn



Eidechse die Fassade eines Wolkenkratzers hinunter. Als ihm dämmert, daß er nur träumt, reagiert er luzid: Er fliegt einfach davon.

Doch da ertönt aus dem Off die Stimme eines Traum-Rezensenten: Löblich, daß er, Stephen, die Situation als Alptraum durchschaut habe und souverän abgeflogen sei; dennoch müsse kritisch angemerkt werden, daß er — als nunmehr luzider Vogelmensch — die Flucht unnötig fortgesetzt habe.

THEATER-AFFÄREN

Immer ins Knie

Wieder einmal hat sich der Hamburger Thalia-Theater-Intendant Peter Striebeck mit einer Gruppe von Künstlern überworfen, die seinem Laden neuen Glanz geben sollten.

Noch immer treiben an deutschen Bühnen linke Cliques, Mitbestimmungs-Verschwörer und „selbsternannte Kollektive“, wie der Hamburger Thalia-Theater-Intendant Peter Striebeck sie nennt, ihr subversives Unwesen: Typen also, die sich nicht einfach glücklich schätzen, als Vollstrecker eines Intendanten-Willens ihre gut belegten Brötchen verdienen zu dürfen, die vielmehr dreist den Wunsch nach einem gewissen Einverständnis über Art und Zweck des ganzen Theaters laut werden lassen, manchmal gar das Verlangen nach Fairneß, Vertrauen und Einhaltung von Zusagen.

Dem Thalia-Intendanten Striebeck, 43, der sein Amt erst seit Beginn dieser Spielzeit verwaltet, ist es — dem blinden Schwein gleich, das stets die dicksten Trüffel findet — nun schon zum zweitenmal gelungen, gleich einen ganzen Pulk solcher Betriebs-Störenfriede zur Strecke zu bringen: indem er sie erst durch werbende Herzlichkeit in Vertrauen wiegt, ihnen sein Theater als Idealort für ihre künftige künstlerische Entfaltung ausmalt — und sie dann, wenn sie arglos auf Erfüllung der Fata Morgana drängen, ruckzuck abserviert.

Diesmal sind Striebecks Beute 14 Schauspieler, ein Dramaturg, ein Musiker, ein Bühnenbildner und als Haupt der „Gruppe“ der Regisseur Frank-Patrick Steckel, alle aus Bremen. Ihnen bot Striebeck sein Thalia Theater gleich auf drei Jahre als wunderbare neue Wirkungsstätte an; Steckel sollte Oberspielleiter werden.

Pläne wurden gemacht, Termine fixiert, Verträge ausgehandelt und größtenteils schon unterschrieben — doch als Steckel die verabredete (und für einen Oberspielleiter quasi selbstverständliche) Mitsprache bei künstlerischen Entscheidungen schwarz auf weiß haben wollte, wurde Striebeck pampig und ließ die ganze Transaktion platzen. Recht so: Ein Chef, der nicht weiß, was er will, wird sich doch dabei